

Kirchliches Leben in Trempen um 1600 und 1700

von Heinz Baranski

Trempen gehört zu den ältesten Kirhdörfern östlich von Insterburg. Der Ort liegt 12 Kilometer Luftlinie westnordwestlich der Stadt Angerapp (Darkehmen), die erst 1725 das Stadtrecht erhielt. Wie archäologische Funde belegen, muß die Siedlung Trempen weit in vorchristliche Zeiten zurückreichen; sie ist an einer vorgeschichtlichen Heerstraße entstanden. Schriftlich nachgewiesen wird der Name "Trimpen" erstmalig 1510; das geschieht anläßlich einer Auseinandersetzung mit dem Pfleger des Deutschen Ritterordens zu Insterburg. Dieser Streitfall betraf die Beuterei, das heißt, es ging um die Nutzungsrechte der Waldbienen, deren Honigwaben aus Baumbenten entnommen wurde.

Nach einer unverbürgten Sage soll bereits zur Ordenszeit (vor 1525) eine Kapelle in Trempen gestanden haben; aber diese mündliche Überlieferung trägt. Hingegen gilt als unbestreitbare Tatsache, daß der erste (hölzerne) Kirchenbau auf einem alten Totenhügel aus Prußenzeiten errichtet worden ist. Bei Ausgrabungen auf diesem "heidnisch"-nadräischen Gräberfeld hat man außer Urnen, Bronzeschmuck und anderen Beigaben eine messingne "Totenkrone" aufgefunden. Sie wurde jedoch im Siebenjährigen Kriege durch russische Soldaten geraubt.

Das exakte Datum der Kirchengründung läßt sich nicht nachweisen. Der Pfarralmanach vermerkt als Entstehungsjahr "um 1550". Das erste Gotteshaus ist etwa Mitte des 16. Jahrhunderts erbaut worden, wohl aus Fachwerk; dieses mußte 1695 durch ein massives Kirchengebäude ersetzt werden. Die zweite evangelische Pfarrkirche ist ein stattliches Gebäude nach mittelalterlicher Bauart, das sich beherrschend auf einem Grundmoränenhügel erhebt. Abgesehen von wenigen Umbauten und Reparaturen hat sich die architektonische Grundsubstanz nahezu unverändert erhalten. Es handelt sich um einen geputzten Backsteinbau, 28 Meter lang und 12 Meter breit. Die 1576 in Königsberg gedruckte **Hennenberger**-Karte verzeichnet "Trimpen" schon zweifelsfrei als Kirchdorf. Als erster der namentlich bekannten Prediger wird unter dem Patronat der Grafen von Schlieben Johann Tortilowitz (Tortilowius) genannt.

Wie der Darkehmer Superintendent **Adolf Rogge** zutreffend hervorhebt, wurden an die Geistlichen jener Epoche gewaltige Anforderungen, auch physischer Art, gestellt; denn die Pfarrer hatten innerhalb ihrer weiträumigen Kirchensprengel bei Amtshandlungen erhebliche Wege zurückzulegen. Überdies mußten sie in "Szabienen, Dombrowken und Trempen in drei, bei den anderen Gemeinden in der deutschen und lithauischen Sprache predigen" (ROGGE, Seite 11). Die Nachbarkirchspiele waren: Ballethen (1599), Darkehmen (1615), Kleszowen (1701), Wilhelmsberg (1724), Groß Karpowen (1847) und Rogahlen (1895); die Gründungsjahre sind in Klammern hinzugesetzt.

Dem sozial abgesicherten, überwiegend in Wohlstand lebenden Gegenwartsmenschen vom ausgehenden 20. Jahrhundert dürfte es schwerfallen, sich ein annähernd zutreffendes Bild von ferner Vergangenheit zu machen. Nicht nur die kirchlichen Zustände im 16. bis 18. Jahrhundert waren bedrückend. Auch die allgemeinen Lebens- und Arbeitsverhältnisse unterschieden sich von den heutigen gravierend nachteilig. Es herrschten Armut, Unterdrückung, teilweise soziales Elend, auch Rechtsunsicherheit im ländlichen Bereich. Noch vor dreihundert Jahren war die Bevölkerung unserer engeren Heimat Nordostpreußens bunt gemischt. Sie bestand aus Deutschen, seit jeher ansässigen Altpreußen (Prußen) und einem erheblichen Anteil eingewanderter Litauer; hinzu kamen einzelne aus Polen übergewechselte Siedler (Masowier).

Trotz der Christianisierung durch den Deutschen Ritterorden blieb manches Brauchtum der alten Preußen erhalten. Die ihnen sprachlich verwandten, nach 1410 eingeströmten baltischen Neusiedler aus dem benachbarten Litauen, brachten ähnliche Glaubensvorstellungen mit. Lange noch wirkten im Verborgenen die Nachfolger der preußischen Priester im Ordensland Preußen, die Waidelotten, auch Waidler genannt. Sie verstanden zu prophezeien (wahrsagen), zu raten (besprechen), zu bannen und zu heilen. Manche betätigten sich insgeheim bis ins 19. Jahrhundert, doch waren inzwischen alle zu Hexenmeistern und Zaubernern abgewertet worden. Man verkettzte sie im damaligen Sprachgebrauch zu: Waidlern, Signoten, Zanzelern, Böthern, Versegnern, Schwarzkünstlern usw.

Hinzu kamen viele alte kräuterkundige Frauen mit oft beträchtlichen Kenntnissen in der Volksmedizin, sogenannte Zanzelweiber. Sie sammelten Heilpflanzen, die vielfältige Verwendung fanden, beispielsweise als Teeaufguß, für Badeextrakte, zum Räuchern und Bähnen (Inhalieren). Die Kräuterfrauen besprachen Krankheiten und heilten durch Massagen; plattdeutsch hieß es: "Se kunne strieke un roade". Am längsten, nämlich bis zur Vertreibung 1944, haben sich altpreußische Begräbnisbräuche teilweise konserviert. Weit verbreitet war "de Bewoakoawend" (Bewachabend, Totenwache). Vor der Beisetzung versammelten sich Angehörige und Nachbarn am offenen Sarg zum Gedächtnis des Toten. Man sang Begräbnislieder, Choräle, betete und gedachte rühmend des Verschiedenen. Noch 1928 hat mich in Kindertagen eine Totenwache am Sarg meiner in Skirlack verstorbenen Großmutter (Anmerkung Alexnat: Johanna Kröhn, geb. Girod) tief beeindruckt.

Auf geheiligtes vorchristliches Brauchtum ging gleichfalls der in Ostpreußen allgemein übliche Leichenschmaus zurück, altpreußisch "Zarm" genannt. Es war eine Festlichkeit, die es beinahe mit einer Hochzeit aufnehmen konnte. Zum Trauermahl gehörten immer verschiedene geistige Getränke, vor allem "Meschkinnes". Dieser Bärenfang bestand aus einem Gemisch von Bienenhonig und Weinsprit. Schulrat Gustav **Grannas**, der Familienbindungen zu Verwandten im Darkehmer Kreis besaß, schildert den Ablauf eines traditionellen Leichenschmauses, der sich bis gegen Mitternacht hinzog. Als die Stimmung anstieg, entschloß man sich sogar zu einem feierlichen Tanzreigen in der Stube. Es geschah bei der Begräbnisfeier in Scherrewischken (Bruderhof) im vorigen Jahrhundert (1899). Grannas schreibt wörtlich: "Die alte Frau Scherlinski war beerdigt worden. Die Stimmung beim Begräbnismahl hatte den Höhepunkt erreicht. Der alte Lehrer Hoffmann stand auf, reichte seinen beiden Nachbarn von rechts und links die Hände und begann eine Melodie zu singen. Darauf bildeten alle Anwesenden einen Kreis und gingen singend immer einige Schritte nach links und dann wieder nach rechts. Es war, als wenn alle nach einer Melodie marschierten" (Grannas, Seite 16).

Solche und manch andere überkommenen Vorvatersitten ließen sich durch erzieherische Maßnahmen von Kirche und Staat zwar umwandeln, doch nicht ganz ausrotten. Man duldete sie; aber was sich dem christlichen Glauben nicht anpassen wollte, wurde scharf bekämpft. Unerbittlich zogen geistliche und weltliche Obrigkeit gegen Erscheinungsformen altpreußischer Glaubensinhalte zu Felde, die als finstere "Aberglaube" verdammt wurden. Noch lange nach der Tremper Kirchengründung mußten die Prediger gegen heidnische Sitten und Gebräuche einschreiten, gewissermaßen die eigne Gemeinde missionieren.

Über verschiedene Bekehrungsversuche zum wahren Christentum beklagte sich am 25.11.1697 der Tremper Pfarrer Friedrich **Regge** schriftlich. Er fügte seiner Kirchenrechnung einen Bericht bei, worin er mangelnde christliche Tugenden der ihm anvertrauten Schäflein bedauerte.

Regge führte Klage bei der "hochadligen Lehnsherrschaft", seinem Kirchenpatron, über Trunksucht und ungebärdiges Verhalten von Gemeindemitgliedern. Besonders verurteilte der Prediger abergläubische Praktiken. Derartige magische Zauberhandlungen würden betrieben durch "Zanzeler und Böther", also Zauberkundige und Besprecher.

Leider berücksichtigen die frommen theologischen Eiferer überhaupt nicht, daß es sich um Nachklänge aus der altpreußischen Religion handelte, die nach **Toeppen** bis ins vorige Jahrhundert nachwirkten. Dieser Forscher unterstrich 1867: "Auch gegenwärtig noch giebt es Waideler, Signoten, Zauberer, Zantler, Wahrsager, Versegner, Hexen oder wie man diese Leute sonst nennen will, in Menge. Man deutet ganz speciell auf solche Leute mit der euphemistischen Wendung: 'Er versteht mehr, als das Brodessen'" (Seite 36). Oft waren derartige "Oberzauberer" gebrechliche, betagte Personen, die in dürftigen Verhältnissen lebten. Viele bestritten ihren Unterhalt durch Hilfsdienste an erkrankten Mitmenschen und handelten vielfach aus nackter Not. Über ihre wirtschaftliche Misere machte sich die empörte Obrigkeit kein Kopfzerbrechen. Sie wertete das Festhalten an uraltem Volksbrauch als verächtliches Heidentum und böswillige Widersetzlichkeit.

Zur Abschaffung vermeintlicher Übelstände und Mißbräuche wurde vom 28. - 30.04.1699 eine Kirchenvisitation abgehalten. Das Visitationsprotokoll, zitiert durch Rogge (Seite 63), gewährt einen aufschlußreichen Einblick in die kirchlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse jener Epoche. Allerdings ist vom sozialen Druck und den brutalen Ausbeutermethoden der Adelsherrn gegenüber dem unfreien, leibeignen Landvolk nicht die Rede. Wir können uns heute nicht mehr vorstellen, was die schwer schuftenden Scharwerker im Frondienst damals erdulden mußten. Bei unzureichenden Wohnbedingungen herrschte Mangel, oft auch Hunger. Wer nicht parierte, landete im "Palochem", er wurde in die "Kaluus" (Loch, Gefängnis) gesperrt. Noch häufiger gab es den "Kantschuk" oder "Postronken" (Peitsche oder Strick) zu schmecken.

Scharwerksbauern und Tagelöhner waren die ärmsten und rechtlosesten Menschen in der feudalen Gesellschaftsordnung. Die Adelsherren und auch bürgerliche Domänenpächter behandelten ihre Erbuntertänigen als Leibeigene, fast wie Sklaven. Sie durften den Dienstherrn nicht wechseln, waren an den Geburtsort gebunden und benötigten Heiratserlaubnis. Da Schulen noch fehlten, konnte niemand lesen und schreiben. Als Analphabeten waren ihnen Eingaben und Beschwerden gegen schreiendes Unrecht kaum möglich. In existenzieller Bedrängnis flüchteten sich viele Menschen in althergebrachte Gewohnheiten und wandten sich dem "Aberglauben" zu. Sie fürchteten sich vor dem "bösen Blick", dem "Berufen", "Verhexen" und anderen Gefahren. Wenn Krankheiten in Haus oder Stall drohten, erhoffte man Abhilfe durch "weise Frauen", Zanzeler und Besprecher.

Gegen solch unchristliche Verirrungen schritten die Geistlichen streng ein, unterstützt von ihren handfesten Kirchendienern, den "Potabeln", die polizeiliche Funktionen übernahmen. In deren Begleitung mußten die Pfarrer die Dörfer ihrer Gemeinde besuchen, um Jugendliche wie Erwachsene im Gebet zu examinieren und zu unterweisen. Wer diesen regelmäßigen "Gebetsverhören" entflohe, erhielt Geldstrafe; wenn sich jemand fünfmal der Zwangsmaßnahme entzog, kam er ins Halseisen (Rogge, Seite 36). Die Kirche war nicht zimperlich, wenn sie religiöse Anweisungen durchzusetzen wünschte.

Zwar geriet das gefürchtete Halseisen später außer Gebrauch, aber es wurde noch 1780 in den Akten der Kirche zu Wilhelmsberg

bezeugt (Rogge, Seiten 108/109). Allerdings war in diesem Fall nicht geistliche, sondern weltliche Obrigkeit gegen ein Vergehen eingeschritten: Der Bauernsohn Christoph Oehmke aus Gudwainen hatte sich "aus trunkener Völlerei vor Anfang des Gottesdienstes bei versammelter Gemeinde bespieren". Er wurde nach der Vormittagsandacht vor der Kirche eine Stunde in den "Spanischen Mantel" gezwängt und erhielt nach Verbüßung passende Vorhaltungen über sein Vergehen durch Pfarrer Kahnert.

Auch wer den "Tag des Herrn" entweihte, hatte mit Kirchenbuße zu rechnen. Sofern jemand sonntags pflügte, vielleicht während der Predigt Pilze sammelte, fischte oder sich betrank, wurde von den wachsamen Potabeln des Kirchspiels ermittelt und bestraft. Sie mußten die Gemeinden überwachen und waren angewiesen, unfrome Handlungen zu ahnden. Der Potabel kontrolliert, ja bespitzelt das Kirchenvolk. Er ist die rechte Hand des Ortspfarrers, ausgestattet mit vielfachen Rechten und Pflichten. Der Potabel verrichtet den Glöcknerdienst, hilft den Decem/Kirchzehnten) einnehmen und begleitet den Geistlichen auf Dienstreisen zu Nottaufen, Bestattungen und Gebetsverhören. Als Entlohnung ist die Übertragung einer Hufe Land (Anmerkung Alexnat: 16,8 Hektar) üblich, natürlich frei von Scharwerksdiensten. An den kirchenpolizeilichen Funktionen nahm die Bevölkerung zunehmend Anstoß, so daß die Potabeln vom Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. abgeschafft wurden.

Obwohl dieser weitblickende Monarch bereits 1718 allen Gutsbesitzern untersagt hatte, Scharwerker und Landarbeiter mit Schlägen zu traktieren, kümmerte das Prügelverbot die Adelsherren wenig. Auf den Rittergütern dauerten die skandalösen Mißhandlungen an. Beispielsweise ist aktenkundig, daß 1733 auf Befehl des Alexander Graf von Dönhof "einige Bauern aus Beynuhnen, so sich gelüsten lassen, in frembden (!) Krügen zu sauffen, zum Theil mit Postronken, zum Theil auf 3 fl. (=Florin, Gulden) an die Beynuhnensche Kirche gestraft werden" (Rogge, Seite 87). Postronken nannte man das Auspeitschen mit Seilen (Stricken). Die reformierte Kirche Beynuhnen, der auch 99 Gläubige aus dem Tremper Bereich angehörten, wurde im 19. Jahrhundert auf Verlangen des lutherischen Kriegsrates von Farenheid abgebrochen.

Eine schreckliche Katastrophe brachte die mehrjährig wütende Pest (Flecktyphus) über den Nordosten Preußens. Anhaltender Frost, in Verbindung mit Teurung und Hungersnot, hatte der todbringenden Menschheitsgeißel den Weg bereitet. Wintersaaten und Obstbäume wurden vernichtet; noch im Mai 1709 befuhren Schlitten die vereiste Ostsee. Die Pest raffte im engeren Heimatgebiet vier Fünftel der ländlichen Bewohner dahin, sie traf besonders die Ärmsten. Der Tremper Pfarrer Regge begrub seine ganze Familie, dann trug man auch ihn zu Grabe. Alle Vorsichtsmaßnahmen, wie Ausräuchern der Wohnung mit brennenden Kaddigzweigen (Wacholder) halfen ihm nicht. Tragischerweise hatte er noch vor einem Jahrzehnt gegen Volksmedizin und Hausmittel gewettert. In seiner Denkschrift vom 29.04.1699 erklärte er entrüstet: "Es giebet in unterschiedenen Dörfern gewisse Männer und Weiber, welche sowohl vor das kranke Vieh als auch vor Menschen böthen (besprechen) und dieses, weil sie es von ihren Eltern erlernen, vor (für) keine Sünde halten wollen. Einige Mütter haben ihre kranken Kinder außer diesem Kirchspiel zu solchen Satanswerkzeugen getragen, welche durch Segnen, Räuchern, Baden und erschreckliche Mißbräuche des heiligen Namen Gottes bei solchen Beginnen die Krankheiten vertreiben wollen..." (zitiert nach Rogge, Seite 62, Anmerkung).

In Darkehmen starben drei, in Szabienen zwei Pfarrer, ebenso kamen die in Trempen und Ballethen amtierenden um.

Überall beklagte man zahllose Pestopfer nicht zuletzt im Kirchspiel Trempen. Von 533 Hufen lagen bald 332 "wüst", das heißt, unbestellt. Viele Dörfer starben völlig aus wie Ragawischken (Groß Rogawien), das hinterher ganz mit Kolonisten (Neusiedlern) besetzt werden mußte. Total ausgestorben waren das Vorwerk Jurglauken, Szameitschen, Tartaren, der Hof Tarputschen und andere. Kein Ort blieb verschont. **Skirlacken oder Gudellen**, Schunkarinn, Ragoschen lagen auch nach 13 Jahren wüst und menschenleer. In Trempen wucherten 1727 immer noch Gesträuch und Unkraut auf der Hälfte von fünf Kirchenhufen.

Durch einen Kraftakt sondergleichen entschloß sich König Friedrich Wilhelm I. zu einem umfassenden "Retablissement", genau übersetzt: Wiederinstandsetzung. Er ermutigte Siedler aus vielen deutschen Gauen, sich im entvölkerten nordöstlichen Preußen niederzulassen. Auch Schweizer und vertriebene Salzburger kamen, und erneut strömten Litauer zahlreich ein. Daher bezeichnete die Amtssprache den Bereich des späteren Regierungsbezirks Gumbinnen als "Preußisch Litthauen". Die Verschiedenheit der Kolonisten nach Sprache und Volkstum verursachte keine Probleme; denn die Landeskirche verhielt sich gegenüber den Einwanderern außerordentlich duldsam. Weder Geistliche noch Behörden übten Zwang aus, um die damals vorherrschende litauische Sprache zurückzudrängen. Sie bemühten sich sogar, völkische Eigenarten zu fördern. Deutsche Pfarrer, wie Christian **Donalitus** haben tatsächlich litauische Sprachdenkmäler hervorgebracht und Literatur begründet, die zuvor fehlte.

Gottesdienste in der Muttersprache eingewanderter Minderheiten waren in Preußen seit jeher eine Selbstverständlichkeit. Der Kirchschullehrer und Stellvertreter des Pfarrers, Präsentor genannt, mußte das Litauische beherrschen. Er hatte im Gottesdienst zu dolmetschen oder mußte selbst Andachten halten, sofern der Ortsgeistliche nicht litauisch predigen konnte. 1718 eröffnete die Königsberger Universität ein "Litthauisches Seminar", dem bald ein "Polnisches Seminar" folgte. Hier erlernten deutsche Theologiestudenten die genannten Fremdsprachen. Noch bis zur Vertreibung aus Ostpreußen 1944/45 galt die Bestimmung, daß bei mindestens fünfzig litauisch sprechenden Gemeindemitgliedern Gottesdienst in ihrer Muttersprache stattfinden mußte. Es herrschte echte Toleranz, denn Kirche und Staat gewährten großzügig alle erdenklichen kulturellen, sprachlichen und Glaubensfreiheiten.

Es waren wohlgerne deutsche Prediger, welche die ganze Bibel als erste ins Litauische übersetzten. Pfarrer Johann **Partatius**, der 1636 - 1641 in Trempen segensreich amtierte, betätigte sich auch als Sprachforscher. Dieser suchte an 400 Wortstämmen die Verwandtschaft zwischen dem Griechischen und Litauischen nachzuweisen. Er heiratete die Pfarrerstochter **Anna Neander**, das von Simon Dach besungene "Ännchen von Tharau". An sie erinnert nicht nur das überall bekannt gewordene Volkslied, sondern auch die "Ännchen-von Tharau-Linde" vor dem Trempener Pfarrhause.

Gottfried **Ostermeyer**, der über 55 Jahre im Kirchspiel Trempen als Präsentator und anschließend als Ortspfarrer wirkte, erwies außer der eigenen Gemeinde sämtlichen preußischen Sprachlitauern unschätzbare Dienste. Gemeinsam mit dem Ballethener Amtsbruder Paul Schröder gab er ein neues Gesangbuch heraus. Dieses enthielt 508 Kirchenlieder in litauischer Sprache. Über die Hälfte hatte er selbst gedichtet, bei den übrigen handelte es sich um Übertragungen deutscher Choräle ins Litauische.

Völlig natürlich und reibungslos vollzog sich nach 1700 bald eine volkliche Vermischung. Sie führte zum allmählichen

Ausgleich von Sprachverschiedenheiten der Kolonistenmundarten. Diese Entwicklung ergab sich aus dem Zusammenleben unter ähnlichen Bedingungen in der selben Landschaft, der gemeinsamen Heimat. Aus ehemaligen Sprachlitauern wurden Landeskinder, die sich zunehmend der deutschen Umgangssprache bedienten. Das Zusammenwachsen der verschiedenen Volksstämme erfolgte im Laufe der Jahre so gründlich, daß sich der **Neustamm der Ostpreußen** herausbildete. Nachklänge des Prußischen und Litauischen ließen sich allerdings nicht überhören, denn stets erkannte man den gebürtigen Ostpreußen an Sprachmelodie, behäbig-breiter Aussprache, häufigen Verkleinerungsformen (**Kindchen**) sowie am stark gerollten Zungenspitzen "r" sofort.

Das Wissen um die baltischen Ahnen, besonders um die blutsmäßige prußisch-litauische Abkunft vieler Ostpreußen ist heute verblaßt. Das sprachliche Erbe der prußischen Ureinwohner und der ihnen stammverwandten späteren litauischen Zuwanderer scheint aus dem Bewußtsein mancher Landsleute entschwunden zu sein. Aber Mundartreste "Provinzialismen" (Spezialausdrücke), und die farbig schillernde Palette ostpreußischer Familiennamen bezeugen deutlich die vormals weit gestreute Herkunft fremdländischer Ansiedler, zu denen auch polnische Masowier zählen. Diese Erscheinung ist die Folge der historischen Entwicklung. Sie erklärt sich aus den verschiedenen Phasen einer dramatisch ablaufenden Besiedlungsgeschichte.

Die Besiedlung unserer engeren Heimat ist durch archivalische Forschungen Otto **Barkowskis** für sämtliche Dörfer unserer Region detailliert ermittelt worden. Er betont: "Wir sind noch in der Lage, an Hand der Urkunden, besonders der Amtsrechnungen, feststellen zu können, daß die litauische Bevölkerung in dem ehemaligen Nadrauen und Schalauen keine ursprüngliche, sondern erst gegen Ende der Ordenszeit, ins Hauptamt Insterburg sogar erst nach der Umwandlung Preußens in ein Herzogtum, eingewandert ist" (Heft 28, Seite 168). Der Ablauf dieser Besiedlung vollzog sich nicht kontinuierlich, denn immer wieder ergaben sich Unterbrechungen, Störungen, ja Neuanfänge nach unzähligen Kriegen, Brandschatzungen, Tatareneinfällen, Hungersnöten, Pestzeiten und anderen Bedrohungen des Grenzlandes.

Unser Heimatgebiet wurde wiederholt nahezu entvölkert und bedurfte zum Wiederaufbau ("Retablisement") des Zuzugs aus allen deutschen Landesteilen der unmittelbaren Grenznachbarn, Litauen und Polen. Als Einwanderer kamen ferner Hugenotten, französisch- und deutschsprachige Schweizer, Salzburger, Philipponen, Waldenser, Schotten, Dänen, Schweden und andere kleine Kontingente aus fast ganz Mitteleuropa. Das größte historische Verdienst bei dieser toleranten Ansiedlerpolitik erwarb sich der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. Durch seinen energischen persönlichen Einsatz und viele staatliche Hilfsmaßnahmen blühte das verödete Preußen wieder auf. Der "Soldatenkönig", **welcher nie einen Krieg geführt hatte**, erwies sich auch als erster Verfechter der Menschenrechte. Soweit möglich, suchte er das schwere Los der deutschen und litauischen Scharwerksbauern zu erleichtern. Der Monarch wandelte die unerträgliche Form der Leibeigenschaft um in das halbfreie Erbuntertänigkeitsverhältnis. Die Ausbeutermethoden des Adels gegenüber dem Landvolk mißbilligte er scharf, konnte sie jedoch nicht außer Kraft setzen.

Nur auf den preußischen Staatsdomänen, die aus gutsähnlichen Vorwerken und sogenannten Amtsdörfern bestanden, gab es keine junkerliche Willkür mehr. Hier setzte sich der König mit seinen Humanitätsprinzipien durch. Die entwürdigenden Prügelstrafen hörten endlich auf. Die Verwalter mußten Stock und Peitsche wegschließen. Ein Amtmann, der in den Ruf eines "Bauernschinders" kam, verlor seine Stellung. Der Domänen-Kammerrat von Schlubhut wurde sogar

in Königsberg öffentlich gehenkt. Dieser "Cavalier von uraltem Adel" war vom Gericht des Verbrechens überführt worden, "mit den Unterthanen unbarmhertzig" verfahren zu sein und den "aus fremden Landen dahin transportierten Colonisten" Deputatgelder von über 17.000 Talern unterschlagen zu haben (**Venohr**, Seite 306). Andere Amtsräte und Domänenverwalter, die sich an den Scharwerkern vergriffen, erhielten zur Abschreckung Festungshaft oder wurden zu Karrenarbeit verurteilt.

Den größten Dank schulden wir dem Soldatenkönig für die bahnbrechende "Revolution von oben" im Schulwesen. 1717 erließ er das Edikt über die Schulpflicht in Preußen. Auf königlichen Befehl wurden zahllose Volksschulen gegründet, darunter auch im Kirchspiel Trempen. Sie erwiesen sich als ein Segen für alle und beförderten kontinuierlich den Fortschritt. Wie sich die soziale Lage und die wirtschaftlichen Verhältnisse im ländlichen Raum besserten, erfahren wir durch den Gemeindevorsteher **Tribukeit** aus dem Dorfe Christiankehmen. Er schöpft in seiner Ortschronik aus den Überlieferungen älterer Leute und den Erzählungen des Vaters, der selbst noch im Schweiß seines Angesichts im Scharwerk tätig war. Die Chronik enthält ausführliche Schilderungen des Dorflebens im 19. Jahrhundert (sozusagen als Fortsetzung dieses kulturgeschichtlichen Beitrages, der sich auf einen davorliegenden Zeitraum beschränken muß).

Literaturangaben

- Barkowski, Otto:** Die Besiedlung des Hauptamtes Insterburg unter Herzog Albrecht und Markgraf Georg Friedrich von Ansbach 1525-1603. In: "Prussia", Band 28 und 30/1, Königsberg/Pr. 1928 und 1933
- Böhme, Karl:** Gutsherrlich-bäuerliche Verhältnisse in Ostpreußen während der Reformationszeit ... Gefertigt nach den Akten der Gutsarchive zu Angerapp und Groß Steinort, Leipzig 1902
- Grannas, Gustav:** Volk aus dem Ordenslande Preußen erzählt Sagen, Märchen und Schwänke, Marburg 1960
- Henning, Friedrich-Wilhelm:** Herrschaft und Bauernuntertänigkeit. Beiträge zur Geschichte der Herrschaftsverhältnisse in den ländlichen Bereichen Ostpreußens ... vor 1800, Würzburg 1964
- Hubatsch, Walter:** Geschichte der Evangelischen Kirche Ostpreußens, Göttingen 196.
- Lange, Erwin, Rudolf:** Sterben und Begräbnis im Volksglauben zwischen Weichsel und Memel, Würzburg 1955
- Motekat, Helmut:** Ostpreußische Literaturgeschichte mit Danzig und Westpreußen, München 1977
- Ostermeyer, Gottfried:**
- Historische Nachrichten vom Trempenschen Kirchspiele. In: Preußisches Archiv, Juli- und Augustheft 1793
 - Edle Handlungen im Kirchspiel Trempen. In: Preußisches Archiv, Oktoberheft 1791
 - Kritischer Beytrag zur Altpreußischen Religionsgeschichte, Marienwerder 1775
 - Über die Schullehrer bei den Kirchen in unserem Lithauen. In: Preußisches Archiv, Jahrgang 9, 1798
- Rogge, Adolf:** Geschichte des Kreises und der Diözese Darkemen, Darkehmen 1873
- Schürmann und Hirsch (Herausgeber):** Pfarromanach für die Provinz Ostpreußen, 4. Auflage, Königsberg/Pr. 1912
- Toeppen, Max:** Aberglauben aus Masuren, Danzig 1867, Nachdruck 1973
- "Friedrich Tribukeits Chronik.** Schilderung aus dem Leben der preußisch-litauischen Landbewohner des 18. und 19. Jahrhunderts ...", herausgegeben von A. und P. Horn, Insterburg 1894
- Venohr, Wolfgang:** Der Soldatenkönig, Revolutionär auf dem Thron, Frankfurt/Main und Berlin 1988
- Weise, Erich:** Handbuch der historischen Stätten Ost- und Westpreußens (Stichwort "Trempen", Seite 230 ff; "Darkehmen, Seite 36), Stuttgart 1966
- "Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler.** Deutschordensland Preußen. (Stichwort "Trempen" Seite 484), München und Berlin 1952, verfaßt von Georg Dehio und Ernst Gall

Zum Verfasser:

Heinz Baranski wurde am 14. April 1920 in Herzogsrode (Gawaiten) im Kreis Goldap als Sohn des Landwirts Otto Baranski und seiner Ehefrau Johanna, geb. Kröhn - einer Schwester von Herrmann und Fritz Kröhn aus Groß Skirlack - geboren. Durch die engen Verbindungen zum Elternhaus seiner Mutter kannte er die Verhältnisse in und um Skirlack herum recht gut. Nach vierjähriger Grundschulzeit in Gawaiten besuchte er als Fahrschüler die KantSchule in Goldap, an der er im März 1939 die Reifeprüfung ablegte. Nach dem Reichsarbeitsdienst wurde er Ende 1939 zur Wehrmacht nach Königsberg/Pr. einberufen. Er nahm am Frankreich-Feldzug 1940 und anschließend am Balkan-Krieg im Frühjahr 1941 teil. Seit Beginn des Rußlandfeldzuges am 22. Juni 1941 kam er dort zum Fronteinsatz und wurde 1943 zum Fahnenjunker und schließlich zum Leutnant der Infanterie befördert. Er wurde dreimal verwundet und erlebte die Kapitulation der deutschen Wehrmacht in Prag, wo er nach Internierung durch tschechische Miliz an die Rote Armee ausgeliefert wurde. Es folgte Schwerarbeit in russischen Arbeitslagern, aus denen er 1948 wegen Unterernährung entlassen wurde. Nach dem Studium an der Pädagogischen Hochschule in Flensburg-Mürwik von 1949 bis 1951 wurde er Volksschullehrer an der Volksschule in Stolk, Angeln und anschließend an der Stadtschule in Friedrichstadt, Eider und schließlich in Eckernförde an der Ostsee. Nach der Zweiten Lehrerprüfung absolvierte er ab 1957 ein Studium an der Universität Hamburg in Sprachheilpädagogik, Taubstummeneinrichtung, Kinderpsychiatrie, Phonetik, Kunstgeschichte und anderen Disziplinen. Nach der Staatsprüfung war er 23 Jahre an der Staatlichen Internatsschule in Schleswig als Taubstummlehrer tätig. Auf Grund seines reduzierten Gesundheitszustandes als Schwerkriegsbeschädigter durch seine Verwundungen und Gefangenschaft lebte er seit 1983 als Oberstudienrat im Ruhestand.

Hier konnte er seinen zahlreichen Hobbys nachgehen. Im Vordergrund seines Interesses standen klassische Musik, völkerkundliche Kunst, wobei insbesondere asiatische Webkunst ihn ganz besonders fesselte.

Des weiteren widmete er sich besonders der Landeskunde und regionaler Heimatforschung, wobei seine Heimat Ostpreußen den Vorrang hatte. Nicht zu vergessen war seine Liebe zu unserer heimatlichen Mundart. Seine umfassenden genealogischen Arbeiten führten uns zusammen, denn wir hatten Ahnengemeinschaft. Seine Großmutter Johanna Kröhn, geb. Girod, und meine Großmutter Auguste Alexnat, geb. Girod, waren Cousins. Ich schulde ihm Dank für seinen Rat und seine uneigennütige Unterstützung. So stellte er mir unter anderem auch das Manuskript für diese Dokumentation (Kirchliches Leben in Trempen um 1600 und 1700) schon vor einigen Jahren zur Verfügung.

Heinz Baranski ist nicht mehr. Er ist am 03.12.1993 in seiner Wohnung in Schleswig verstorben.

Ruhe in Frieden fern Deiner so sehr geliebten Heimat Ostpreußen.

Die Angaben zu seinem Lebenslauf habe ich der Goldaper Heimatbrücke 2/1990, die mir Werner Kröhn, Osnabrück, zur Einsicht überließ, entnommen.